XXIV. Jahrg. Berlin, den 27. November 1915. Nr. 9.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Stimmen der Feinde	253
Vollmondnächte. Von Marie von Bunsen	268
Heimath. Von Auguste Hauschner	274
Eisen und Stahl. Von Ladon	277

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.



Berlin, den 27. November 1915.

Stimmen der Feinde.

Herr Albert Bonnard, ein unserer Sache unfreundlicher, doch durch Kenntniß, Verstand, Darstellerkraft der Achtung würdiger Politiker, erzählt im Journal de Genève, aus der holländischen Presse sei zu ihm das Gerücht gelangt, der Deutsche Kaiser wolle, wenn er als Triumphator in Konstantinopel eingezogen sei, in einem feierlichen Schreiben den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu Friedensvermittelung auffordern. Den Schweizer dünkt die Botschaft glaublich. Im sechzehnten Kriegsmonat, sagt er, „ist weder Frankreich noch Rußland besiegt, dem Britenreich nicht die Haut geritzt, Paris uneinnehmbar, auf den Fall von Calais kaum noch die winzigste Hoffnung. Den Plan, in ein Nervencentrum Rußlands, nach Petrograd, Kiew, Moskau, vorzustoßen, müssen die Deutschen begraben. Das Heer des Zaren ist dem Umfassungversuch entschlüpft und wird von Tag zu Tag stärker. England bleibt Herr der Meere und der deutsche Unterseekrieg hat zwar viele Menschenleben vernichtet und gerechten Zorn erwirkt, doch keinen Nutzen gebracht. Deutschlands Heere kämpfen, in West und Ost, fast überall in Feindesland; aber Frankreich, Rußland, Britanien sind weitab von der Nothwendigkeit, sich dem Willen des Vordrängers zu fügen. Mählich holen sie nach, was ihrem Feind, nach unvergleichlicher Vorbereitung, die Ueberlegenheit schaffte. Ihr Brot ist, da sie das Meer haben, unerschöpflich, und ihre Finanzkraft ungemindert. Deutschlands Außenhandel ist zerstört. Wenn es auch nicht hungert, so zeigen doch die ungeheuer

harten Nährvorschriften und die Schmerzensrufe der Armen die Schwellung des Mangels. Der Kanzler darf kaum noch hoffen, vom Feind zu erlangen, was große Wirthschaftverbände heischten. Die Fortführung des Krieges kann Niederlagen bringen und das Errungene rauben. Deuschland scheint den Gipfel der ihm möglichen Erfolge erstiegen zu haben. Und die Macht seiner zum Sieg entschlossenen Feinde wächst noch. Unter diesen Umständen, die unbestreitbar sind, könnte der dem Kaiser zugeschriebene Plan dem Deutschen Reich eine klug bedachte, das Hoffen überbietende Lösung bereiten. Da triumphaler Einzug in eine Feindeshauptstadt nicht zu erfechten war, könnte der geschickte Regisseur versuchen, die selbe Wirkung aus triumphalem Einzug in die Hauptstadt eines Bundesgenossen zu ziehen. Auch diesem Einzug mußte Kampf vorausgehen; aber, im Bund mit Oesterreichern, Bulgaren, Türken, Kampf gegen Serbien. Solcher Triumph Deutschlands soll die Hoffnung Englands, Frankreichs, Rußlands, Italiens brechen? In dem Brief an Herrn Wilson, heißts, werde der Kaiser den Feinden, die seine bescheidenen Friedensvorschläge nicht annehmen, Vernichtungskrieg androhen. Ich wüßte, freilich, nicht, was darin seinem Heer noch zu thun bliebe." Die Schilderung des romanischen Schweizers zeugt abermals von dem Schaden, der das Gestöber der Nährvorschriften uns draußen gestiftet hat; mahnt an die Pflicht, den Aberglauben an Deutschlands Nahrungmangel rasch auszjäten, von nicht beamteten, nicht des Trachtens in Schönfärberei verdächtigen Männern widerlegen zu lassen. Das Gerücht selbst ist wohl nicht ernst zu nehmen. Schon gegen triumphalen Einzug in Konstantins (dem Christenthum entrissene) Stadt spräche manches gewichtige Bedenken; der Deutschen und der Türken. Vielleicht besucht der Kaiser den Sultan; und spricht dann öffentlich aus, daß er, weil auch die Grenzen der ihm verbündeten Staaten nicht mehr bedroht seien, dem Deutschen Reich günstige Friedensvorschläge nicht ablehnen werde. Den Präsidenten Wilson aber wird er gewiß nicht auf den Hochsitz des Friedensstifters bemühen. Bewußter Parteilichkeit dürfen wir den Mann nicht zeihen, der von Briten, Franzosen, Russen nicht minder heftig als von Deutschen, von Roosevelt wie von Bryan gescholten wird und sich deshalb für einen nach Gewissenspflicht Neutralen halten kann. Nur: an diesen Präsidenten hat der Kaiser schon einmal ge-

schrieben; im zweiten Kriegsmonat, um zu erklären, warum deutsche Krieger die Belgierstadt Loewen mit Brandzündern beschossen hatten. Und in dem Antwortbrief, wohl dem seltsamsten, schulmeisterlichsten Schriftstück, das jemals ein mächtiger Monarch empfing, wies Herr Wilson dräuend auf den „Tag der Abrechnung“, der von den Schuldigen Sühne erzwingen werde. „Alle Völker der Erde haben, in erfreulicher Eintracht, beschlossen, solche Abrechnung dem Krieg folgen zu lassen. Und bliebe sie unzulänglich, so würde sie von der Meinung der Menschheit, der höchsten Instanz in diesem Streit, wirksam ergänzt.“ Die nicht in Krieg gerissenen Staaten haben also beschlossen, unser Handeln zu richten. Der Mann, der ihren Sühnspruch öffentlich ankündete, kann von Deutschland aus niemals in ein Mittleramt gerufen werden.

Naht dem Zarenreich Revolution oder sind auch die Männer, die den Umsturz der Ordnung planten, jetzt zur Vertheidigung russischen Bodens geschaart? Daß die Wildesten, Krapotkin und Plechanow, ihre Genossen verpflichten, heute und morgen das Schwert, des Armes und der Rede, nur gegen den Fremdling, nicht gegen die Reichsgewalt, zu heben, habe ich schon erwähnt. Im Oktober ist an die Arbeiter der Städte und Dörfer ein Aufruf ergangen, den die sichtbarsten Sozialistenführer, Alexinskij, Bach, Bunakow, Deutsch, Plechanow, Woronow, unterzeichnet haben. „Wir folgen verschiedenen Strömungen des russischen Sozialismus und weichen im Wollen vielfach von einander ab; einig aber sind wir in der Ueberzeugung, daß Rußlands Niederlage im Kriege gegen Deutschland zugleich in seinem Kampfe für die Freiheit eine Niederlage wäre. Nie war Rußland in so furchtbarer Gefahr; nie ein Krieg dem von heute auch nur zu vergleichen. Ungeheuer, wie er, ist die Verantwortung, die auf der Klasse der Mühsäligen lastet. Wenn Ihr Euer Handeln von dem Glauben bestimmen lasset, Euch könne gleichgiltig sein, wer siege, ist Rußlands Vernichtung gewiß. Ärger Irrthum wäre die Einbildung, die Arbeiterklasse brauche das Land nicht zu vertheidigen. In unserer Wirklichkeit leidet das Arbeitervolk durch den Einbruch des Feindes mehr als irgendeine andere Schicht. Als 1870 Paris belagert wurde, hatten die Armen viel Schlimmeres auszustehen

als die Reichen; auch die fünf Milliarden, mit denen die Deutschen von den Kriegskosten entschädigt wurden, mußten schließlich doch die Armen aufbringen; und das Schädlichste war, daß die Niederlage die ganze Wirthschaftentwickelung Frankreichs hemmte. Dem Russenreich, das hinter anderen Ländern zurückgeblieben ist, wird die Kriegskostenlast schon heute schwer; die Steuern steigen und die Staatsschuld schwillt. Würde Rußland besiegt, dann müßte es eine Entschädigungsumme zahlen, neben der die fünf Milliarden winzig schienen. Auch damit würden die Sieger sich nicht begnügen, sondern, als die gierigsten, von Gewissensbedenken freisten Räuber, die je ein Auge sah, uns große Landstücke entreißen und in einen Handelsvertrag jochen, der noch weniger Vortheile böte als der 1904 unserer Schwachheit durch Ueberrumpelung abgerungene. Rußland sänke zur deutschen Kolonie herab. Wenn das Ideal der Volksherrschaft Euch heilig ist, müsset Ihr den Sieg unserer Bundesgenossen wünschen, deren politisches Leben viel freier und moderner ist als das Deutschlands. Eure Losung muß lauten: Sieg über den feindlichen Fremdling! Seid aber auch klug wie die Schlangen; über dem von edlem Zorn glühenden Herzen bleibe der Kopf kühl genug zu nüchterner Politikerrechnung und bedenke, daß blinder Uebereifer noch mehr schaden kann als stumpfe Gleichgiltigkeit. Achtet auf Alles, was hinten geschieht. Die Profitgier der Unternehmer wird nicht schüchterner sein als vor dem Krieg; vielleicht noch frecher. Eure Wuth darüber wäre gerecht; dennoch müßtet Ihr, ehe Ihr an den eigenen Vortheil denkt, Euch fragen, ob ein Strike nicht die Landesvertheidigung schwächen könnte. Alles oder nichts: die Anarchistenlosung ist unter Eurer Würde. Durch die Annahme solcher Taktik würdet Ihr nur dem deutschen Generalstab Freude bereiten; seines Beistandes darf Jeder gewiß sein, der unserem Volk solche Lehre predigt. Aufruhr in Rußland, Aufstand in England: darauf hofft er. Ihr aber werdet ihm dieses Vergnügen nicht schaffen; Ihr habt das Wort unseres alten Krylow (des Fabeldichters) nicht vergessen: Feindesrath kann nur schaden!" Ganz Frankreich mag, gieriger noch als der brünstige Faust den Quicktrank der Hexe, diesen Wortschaum aus rothem Kelch geschlürft haben. Auch Rußland, von Nikolai bis zu Krapotkin, in heiliger Eintracht! Heller Himmel ...

Hell leuchtet er auch ins Greisenauge des Finanzministers Ribot. Der sprach, als er das neue Anleihegesetz den Abgeordneten vorlegte: „Im vorigen Monat sind 1097 Millionen Francs für die Landesvertheidigung gezeichnet worden. Die Gesammtsumme der Bons beträgt 8353, die der Obligationen 3659 Millionen. Das ist der schönste Vertrauensbeweis, den das Land geben konnte; und dieses Vertrauen, in die eigene Kraft und in den Sieg, ist berechtigt. Ich höre manchmal die Frage: Wie wirds am Tag nach diesem furchtbaren Krieg aussehen? Wie soll Frankreich das Zertrümmerte wieder aufbauen und wann in seinen alten Wohlstand zurückgelangen? Wer dieses Land kennt, zweifelt nicht, daß es nach dem Krieg wieder reich werden wird. Herr Lloyd George hat, als Englands Schatzkanzler, gesagt: ‚Woher soll Angst kommen? Was England und Frankreich an fremden Werthpapieren besitzen, genügt allein schon, um die Kosten eines Krieges zu decken, der drei, vier, fünf Jahre dauert.' Das ist Wahrheit. Verbannen Sie drum Kleinmuth und übertreibende Furcht! Unser Land hat große Reserven; hat gerade jetzt viel freies Kapital. Die ungeheuren Summen, die wir für die Landesvertheidigung ausgeben, sind nicht ganz verlorene Kapitalien; das Ausland bezahlen wir einstweilen mit dem erlangten Kredit, fast niemals mit Geld. Das in Frankreich Ausgegebene muß zum größten Theil in den Staatsschatz zurückströmen und abermals der Landesvertheidigung dienen. Frankreichs Kredit steht hoch über jedem Zweifel; weder hier noch draußen stellt Einer auch nur die Frage, ob Frankreich die zur Erfüllung seiner Pflichten nöthigen Mittel habe. Das Schicksal der Anleihe legen wir in die Hände des Volkes, das der Eindringling mit dem Rückfall in die wüsteste Barbarei bedroht und dessen untrüglicher Instinkt ahnt: Hier gehts um Leben und Tod. Ich mahne Alle laut, die in ihrem Lebenskreis die Mitbürger aufklären können: diese Aufklärung sei ihnen Pflicht! Ich rechne auf Sie, auf die Handelskammern, Syndikate, Berufsgenossenschaften, Banken und auf die Presse. Reiche und Arme, Große und Kleine müssen in der Gefahr die Einheit unseres Volksbundes besiegeln; uns den Sieg von morgen bereiten. Vorwärts, Heer französischer Sparkraft! Wie das kämpfende, so bist auch Du Frankreichs Schwert, Frankreich selbst. Auch diesem Heer gebührt unser Ehrengruß: es ermöglicht den Krieg

und den Sieg." 493 Abgeordnete sind für das Gesetz; 32 stimmen nicht mit. Jubel tost durch das Haus. Wirds Schatzwechsel regnen?

Alles wiederholt sich nur im Leben. „Die Bürgerinnen Straßburgs sind eingeladen, ihre teutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnt sind. Straßburg, den fünfundzwanzigsten Nebelmonat im zweiten Jahr der einen und unzertrennlichen Franken-Republik. Die Volksvertreter bei der Rheinarmee. Unterschrieben: Saint-Just und Lebas." Nur eingeladen wurden die Bürgerinnen; noch nicht mit völkischer Vehme bedroht. Den im Herzen teutsch gesinnten würden wir gern fränkische Tracht gönnen. Wirkte auf Evas Töchter je denn Warnung und Verbot? „Von allen Bäumen im Garten sollst Du essen; nur nicht vom Baum der Erkenntniß Dessen, was gut, was bös ist" ...

„Im ganzen Verlauf des Krieges ist durch uns Leute des Vierbundes niemals Ereigniß geworden. Man schafft es: und wir bemühen uns, dazu Stellung zu nehmen. Wir sind immer ‚à la suite'. Eines schönen Morgens merken wir, daß der Feind uns in eine neue Lage gebracht hat. Wir haben das Ereigniß nicht vorausgesehen; werden von ihm beherrscht, das wir doch meistern müßten. Heute fragen wir uns, was Griechenland thun würde, wenn wir, unter dem Druck der Bulgaren, Deutschen, Oesterreicher, nach Saloniki zurückweichen müßten. Würden die Griechen uns entwaffnen, bis ans Kriegsende einsperren oder, wenn sies nicht thun, Bulgareneindrang in ihr Gebiet zu erwarten haben? Heute erst tauchen diese Fragen auf? Daß wir eine rege Einbildungskraft haben, kann man wirklich nicht behaupten. Vom ersten Kriegstag an fehlte sie uns. Wir sind nicht etwa nur, weil uns, wie Jeder weiß, die nöthige Organisation mangelte, unfähig zur Ausführung eines Gedankens: wir haben gar keinen Gedanken. Seit fünfzehn Monaten hat unser Volk sich aufgerafft; doch Erfindervermögen, die große Dichterkraft, sucht man bei uns vergebens. Gerade in ihr wurde oft das Genie unseres Volkes sichtbar. Jetzt? In allem Unternehmen des Vierbundes ist etwas kleinlich Schlaffes. Der Sinn für Raum, das Gefühl für Größe und Weite ist uns so völlig geschwunden, daß wir sie auch Anderen kaum zutrauen. Schon im Januar hatte Venizelos vorausgesehen, daß Deutschland sich

durch die Balkanländer einen Weg nach Konstantinopel bahnen und Bulgarien ihm in Makedonien Beistand leisten werde. Am elften Januar 1915 schrieb er an seinen König: ‚Wir blieben in Gefahr, selbst wenn wir unsere Neutralität bis ans Ende des Krieges zu wahren strebten. Würde der austro-deutsche Einbruch, nach Serbiens Vernichtung, an unserer makedonischen Grenze Halt machen, nicht dem natürlichen Drang in die Richtung nach Saloniki folgen? Nehmen wir einmal an, Oesterreich werde sich mit einem Waffensieg über Serbien begnügen: wird es nicht Bulgarien zum Marsch ins serbische Makedonien einladen?‘ Also sah (wie Maximilian Harden schrieb), der Kreter weiter als die Steuermänner der Triple-Entente‘. Seit Monaten mußte man merken, daß Deutschland seine Achse verschob und sich nach Konstantinopel wandte; daß es am Euphrat, in Bagdad, am Persergolf und in Egypten seine Ziele sah. Der Umfang dieser Bewegung scheint uns noch immer nicht einzuleuchten. Ist den Engländern klar, daß der nun beginnende Krieg sie am Schlimmsten bedroht und daß sie durch schleunige Offensive aus Persien und Egypten diese Gefahr abwehren müßten? Haben wir, haben sie Politiker von Weltblick? Die wären nöthig; denn Deutschlands Ehrgeiz strebt in Weltpolitik und haftet nicht nur am Saum europäischer Länder. Wir brauchen einen internationalen Wohlfahrtausschuß zur Vertheidigung der Civilisation. Ein Kriegsrath des Vierbundes soll geschaffen werden. Er soll sich mit der Pflicht bebürden: Phantasie zu haben. Möge er uns in einen Angriffsgedanken führen, unserem Willen zum Sieg die Richtung weisen; er wird ihm die Kraft ins Zehnfache mehren. Wir wollen nicht ewig in Vertheidigerstellung harren, nicht stets à la suite des Feindes sein. Man muß eine neue Bilanz der verbündeten Kräfte machen, die Lage so sehen, wie sie geworden ist, und den Antigermanen einen Strategengedanken finden und ausgestalten. Man muß einen neuen, einen besseren Kriegsplan ersinnen. Das ist die Hauptsache. Denkt daran Jemand? (Herr Maurice Barrès in L'Écho de Paris.)

Drei Tage danach nimmt der selbe Politiker, Akademiker, Abgeordnete den Gegenstand wieder auf. „Ungefähr können wir uns die Gespräche der Vierbundsvertreter mit dem König Konstantin vorstellen. Sie fordern von ihm deutliches Willensbekenntniß. Allzu lange schon währt das Doppelspiel mit den athener De-

peschen, die uns heute wohlwollender Neutralität versichern und morgen bulgaro-hellenische Verständigung melden. Was wir wissen müssen, ist offenbar. Werdet Ihr, wenn wir auf griechischen Boden zurückweichen, uns stützen und dadurch die zur Heranführung neuer Streitkräfte nöthige Zeit sichern? Nur die Zeit fehlt uns; die Mittel sind bereit. Neue Truppen können wir nur nachschieben, wenn Ihr uns beisteht. Ja? Gut. Nein? Wir können auch nach Albanien und Montenegro zurückgehen; dann habt Ihr von unseren Geschwadern zu erwarten, was Euch gebührt. Ist solche Rede nützlich: warum sprach man nicht längst so? Unsere Diplomatie möchte die Freundschaft mit einem Volk, das wir lieben, wiederherstellen. Das Zeugniß klarer Weitsicht hat der lange Balkanhandel uns nicht eingebracht. Das gilt für die ganze Vierbundsdiplomatie. Harden hat triumphirende Sätze veröffentlicht, in denen der Sarkasmus eines Bismarck von heinischem Hohn umkichert wird. Ich glaube, daß der französische Leser diese echt deutsche Seite gern lesen und ihren Inhalt nach Gebühr berichtigen wird. Die Feinde, sagt Harden in der ‚Zukunft' vom sechzehnten Oktober, ‚haben die Fehler gebündelt: nicht, im Kielwasser des Goeben, die Dardanellen durchdampft und, vor dem Ausbruch des Türkenkrieges, die Straße ins Schwarze Meer, also nach Rußland, gesichert; in der Zeit russischen Vordranges weder Griechenlands Bedingungen (Besitzstand des Bukarester Friedens, Truppenschutz vor bulgarischem Angriff) noch Bulgariens angenommen (Besetzung von Serbo-Makedonien, Ostgrenze Enos-Midia, Zusage der Kawala-Zone für den Fall, daß der Bezirk von Smyrna den Hellenen zuerkannt wird); Serbien nicht früh in Verzicht auf den Ertrag des zweiten Balkankrieges noch Rumänien, als Nikolai in Czernowitz befahl, in unwiderrufliche Entscheidung gezwungen; leichtsinnig, wie Hans Lüderlich das Getechtel mit einer Kuhmagd, das Gallipoli-Abenteuer begonnen; und nicht erkannt, daß Italiens Eingriff die auf ihrem Schachbrett wichtigsten Figuren verschieben mußte: weil Griechen, Serben, Bulgaren die Savoyerflagge sehr ungern auf der Ostküste der Adria sehen und Hellas den Römern weder Kypros, die Kupferinsel der Dorer und Jonier, mit der Nationaltrauerstätte Salamis noch das kleinasiatische Kilikerland gönnt. Wenn England nicht die Bulgaren begünstigt und den Italern, außer den unerlösten Ländern, Albaniens Mittel-

stück, Dalmatien, Cypern, Kilikien, also Slawen- und Griechenbezirke, zugesagt hätte, wäre Herrn Venizelos im Frühling und im Herbst nicht das Spiel mißlungen und die Hellenenstellung nie streitig geworden. Der vorletzte Fehler des Vierbundes war: daß er mit dem deutschen Orientkriegsplan (Hemmung des Verkehrs von Saloniki nach Nisch und Rußland, Wacht am Bosporus) nicht gerechnet hatte. Der letzte wäre: die Höllenfahrt franko-britischer Truppen auf dem Gleis der Wardarbahn. Daran aber kann ich nicht glauben. Landung und Abschub würden Wochen dauern; Geräth und Menschen führen zum Teufel der Boches.' Giebt diese Seite uns nicht ein interessantes Bild von deutscher Auffassung? Harden hütet sich, die uns günstigen Ergebnisse zu verzeichnen." (Welche, Herr Barrès, dessen Homme libre, dessen Jardin de Bérénice, Déracinés, Leurs figures ich immer lieben werde, welche Ergebnisse waren am sechzehnten Oktober auf dem Balkan Ihrer Sache günstig?) „Zugeben muß man, daß der Wille der vier Bundesgenossen nicht immer in einen Punkt mündet. Wir sind Brüder; sind aber auch Vier. Jeder Tag vertieft die Eintracht. An gutem Willen hats nie gefehlt; aber jetzt erst arbeitet das Räderwerk glatt. Wir lieben das Griechenvolk, dessen Name so hell leuchtet. Doch nicht länger darf sein König sich heute nach rechts und morgen nach links verpflichten. Unverzeihlich wäre, wenn wir, die von Ferdinand Geprellten, nun den Griechen erlaubten, den Bulgaren nachzuahmen und damit einer dritten Kleinmacht ein schlechtes Beispiel zu geben. Den schon abgeschlossenen Kapiteln dieses Weltkrieges sind hübsche Titel erfunden worden. Der Marsch nach Paris, der Sieg an der Marne, der Vorstoß ans Meer, der Belagerungskrieg: denkt Ihr noch dran? Jetzt will Deutschland die Völker durch Schrecken in sein Lager zwingen; und dieser neue Kriegsabschnit, für den nur der Feind verantwortlich ist, wird ,Der Krieg gegen die Neutralen' heißen. Sind die Neutralen (auf der Balkanhalbinsel) für uns? Dürfen wir auf sie rechnen? Müssen wir sie unter allen Umständen schonen? Man nöthigt sie, ihre Karten aufzudecken. Sind sie, alle, fürs Erste gegen uns, dann wird, weil wir unser Handeln danach einrichten können, auch diese Erkenntniß uns nützen. Seid gewiß, daß die in Deutschland Regirenden in ihrem Herzen weit von Triumphgefühl sind; von Alledem verheißt ihnen nichts ja die Erlösung vom Krieg. Ein sächsischer Artillerie-

lieutenant hat in sein Tagebuch, das ich las, geschrieben, welche ‚kolossalen‘ Verluste die deutsche Infanterie durch unsere Geschütze erlitten habe und wie gefährdet die Linie war, die er, in der Champagne, vertheidigen half. Seine Sätze sind in merkwürdigem Einklang mit der Angst, die aus Hardens Rügen hervorklingt. Der beschwört, nach der Aufzählung unserer Fehler (Dessen, was er so nennt), seinen Kaiser, die flüchtige Minute der Schicksalsgunst zu Sonderfriedensschluß mit Einem von uns zu nützen." Angst? Eine mir ferne Seelenstimmung. Vergebens wird der Leser auch Beschwörung des Kaisers suchen. An Sonderfrieden mit einem der Hauptfeinde habe ich nie geglaubt. Denkbar schien mir damals rachsuchtloser Friede mit Italien (das dem londoner Septemberpakt erst im November, nach der Versenkung seines Auswandererschiffes „Ancona", beitrat) und mit Serbien (der auch geworden wäre, wenn England, Frankreich, Rußland ihn nicht gehindert, nicht sich den Karageorgewitsch und Paschitsch „auf Ehre" verpflichtet hätten, nie einen Friedensvertrag zu unterschreiben, der den Serben nicht den im Bukarester Vertrag erlangten Gebietsumfang zurückgiebt). Ueber Belgiens und Serbiens Zukunft, sagte ich, müsse dem Feind Klarheit werden: dann wären zwei Zipfel des Riesenknotens gelöst. Wem frommt die Entstellung? (Auch die auf hundert Blätter beider Erdtheile gedruckte Angabe, von mir sei die Nothlage Deutschlands zugegeben worden, ist ja albern erfunden; immer stand hier: Wir sind nicht in Noth; und die Oberschicht lebt noch viel zu üppig.) Irgendwo sind Klüngel, die Gedrucktes so zurichten, wie es in den Kram des Feindes paßt. Wenn ich Ihre Sätze anführe, Herr Barrès, habe ich Ihre Artikel vor mir, nicht gefärbte Auszüge. Machen Sie es eben so; daß Ihre Absicht auf Entstellung des Sinnes zielt, möchte ich dem feinen Künstler nicht zutrauen. Eher, daß Sie die in Südosteuropa von Ihrem Vierbund gemachten Fehler genau so sehen, wie ich sie sah, und mich reden lassen, um sich selbst von dem unbequemen Amt des Tadlers wegzudrücken. So habens mit meiner „Fehlerliste" auch die „Times" gemacht; deren Leiter fand aber nicht nöthig, mich in Unrechtsschein zu bringen. England entnebelt sich.

Ein Czechenausschuß, dem die Herren Czermak, Durich, Kupka, Masaryk, Sykora, Wessely angehören, bittet die gegen

Oesterreich verbündeten Mächte, ihm, der sich für den Vertreter des czechischen Volkes ausgiebt, Unterstand zu gewähren. „Die Czechen sind ein slawisches, auf ihren Ursprung stolzes Volk, das den Germanen stets eine unbrechbare Schranke entgegenstellte. Wie die Russen, die, in herrlicher Eintracht, alle Kräfte zur Vernichtung des frechen Eindringlings sammeln, wie die Serben, deren unbesieglichen Muth die ganze Welt bewundert, wie die Polen, die in seliger Andacht vor dem auferstehenden Vaterland all ihr unbeschreibliches Leid vergessen, so wollen auch wir Czechen, zugleich im Namen der Brüder, denen die schimpflichste Tyrannei den Willensausdruck wehrt, unseren festen Glauben an die Gerechtigkeit und unsere Siegeszuversicht in die Lüfte jubeln. Deutschland wird zerschmettert und dadurch der civilisirten Erde Freiheit, Eintracht, Friede gesichert werden. Von dem Sieg der Verbündeten erhoffen wir die Unabhängigkeit des ganzen Czechenvolkes und seine Vereinung mit Mähren und Slovenien. Das freie, all seine Söhne schaarende Böhmen wird den Verbündeten eben so dankbar sein wie das aus dem Joch ungarischer Drohung erlöste Serbien und ein Friedensbürge, ein nützlicher Arbeiter in der großen Menschheitwerkstatt werden." Ahnet Ihr, wie schwer der Kriegsanfang gegen Slawen den Oesterreichern werden mußte?

In der (vor acht Tagen hier erwähnten) Rede, die Herr Winston Churchill, ehe er an die Front ging, im Unterhaus hielt, fand ich noch ein paar merkenswerthe Sätze. „Das Dardanellen-Unternehmen ist durchaus nicht überhastet, sondern, von Sachverständigen aus Heer und Flotte, gründlich vorbereitet worden. Als das gegen die Türken wirksamste Mittel wurde die Mischung von Land- und Seeangriffen sofort von allen Sachverständigen erkannt. Sie fragten den Kriegsminister, welche Truppenzahl nöthig sei, um, in Gemeinschaft mit der Flotte, Gallipoli zu erobern. Man (Kitchener?) antwortete ihnen, eine Armee sei nicht frei; und schon die erste Erörterung lehrte sie, daß man frei werdende Truppen nicht nach Gallipoli schicken wolle. Zwei Admirale meinten, die Dardanellen seien zwar nicht im Sturm zu nehmen, durch fortwährenden Flottenangriff aber in Ohnmacht zu bringen. Der Plan wurde der pariser Regirung vorgelegt. Herr Augagneur

kam nach London. Und der französische Generalstab lobte die kluge Vorsicht, die den Plan gestaltet habe." Englische Gutachter und Admirale, Frankreichs Marineminister und Generalstab, Monate lang Menschenopfer: ein großer Aufwand, schmählich, ist verthan. Wird er erneut? Unwahrscheinlich. Vor acht Tagen fragte Herr Pichon, der aus umflortem Auge auf den Balkan blickt: „Was wollen die vier Mächte thun, um lückenlosen Erfolg des deutschen Orientplanes zu hindern? Das müssen sie wissen. Wahr ist ja, daß die Entscheidung auf der Westfront fallen wird, wo wir des Sieges sicher bleiben; doch nicht minder wahr, daß die kämpfenden Mächte Grund haben, sich um Albanien, Syrien, Egypten, den Bosporus und den Kaukasus zu kümmern." Was soll geschehen? Dem Petit Journal antwortet Le Petit Parisien, dem Senator Pichon der pariser Abgeordnete Cachin: „Die englischen Fraktionsführer könnten aus beiden Häusern achtundvierzig Mitglieder wählen, die selbst wieder zehn für die Berathung mit einem französischen Parlamentsausschuß abordnen würden. Von der Ausführung dieses Gedankens ist großer Nutzen für die Kriegsführung zu erwarten." Von einem Kriegskränzchen. Zittere, Byzantion!

Herr Clemenceau hat für die Anleihe laut die Trommel gerührt. Aus dem lachenden Mund eines Verwundeten hörte er neulich, die Boches seien im Wurstkessel. Und der alte Kelte heult auf: „So sind die Franzosen, unsere Krieger, Brüder und Söhne, zu denen, sobald es Mann gegen Mann geht, der Boche kniend die Hände hebt, um Pardon zu erflehen. Von Weitem mäht sein Maschinengewehr unsere Leute, wenn man ihnen nicht den Weg zu bahnen vermocht hat. Sehen die Kämpfer einander ins Auge, dann erliegt Schwachheit der unbesieglichen Stärke. Das will bezahlt sein. Wir müssen unser Geld geben, damit unsere Mannschaft das Recht erlange, ihr Blut zu geben. Viel oder wenig: ins Schatzamt! Wer am Wenigsten giebt, verdient sich vielleicht den höchsten Ruhm. Ein altes Weiblein, das sein Bischen Gold gebracht hatte, staunte, da es Banknoten erhielt, und rief aus: ‚Man giebt noch Geld?' Das himmlische Wort eines Herzens, das gern Alles hingiebt. Diesem Muster soll Jeder nachstreben. Manche verdienen in dieser Zeit gräßlichen Massenelends viel, sehr viel

Geld. Mögen sie trachten, daß ihnen verziehen werde. Ganz leise sage ich ihnen: Höchste Zeit! Jede Familie müßte, wie der Edelmann einst ehrwürdigen Adelsbrief, den Schein, der den Empfang noch so kleinen Betrages erweist, zärtlich aufbewahren, um sagen zu können: ‚Die Kriegsanleihe von 1915 habe ich mitgezeichnet. Leser, freundliche, feindliche: 'ran!' Nur vor dem weisen Ribot entrunzelt er die Stirn; die anderen Minister pfaucht er an. „Die Regirung hat, die ‚nicht erkannten' Opfer einer Explosion zu ehren, in Notre-Dame eine Kirchenfeier gerüstet. Einst bescherte Herr Briand, wie allgemein bekannt ist, uns eine ‚Trennung' (der Kirche vom Staat), die in einer Ministerialladenhöhle, unter Mitwirkung eines Bischofs und eines Großjuden, ausgearbeitet worden war und von der ich, zu meinem Erstaunen, nie mehr höre. Unser Ministerpräsident war also von der Vorsehung zu der Bußhandlung berufen, zu der er mich, durch die (vom Gesetz nicht erlaubte) Vermittelung des Senatspräsidenten Antonin Dubost, einladen ließ. Dieses Thun ist nicht nur gesetzwidrig, sondern auch höchst ungebührlich. Am Thor der karlsbader Kirche sah ich Franz Joseph, dessen Schädel ein dicker Kohlkopf aus grünen Federn schmückte, von Weihrauch umdampft. Jetzt will ich meinen besten Regenschirm heraussuchen, um dahin zu gehen, wo ich Monseigneur Amette anstaunen kann, wenn er unserem großen Laien Combes Weihwasser spendet." Am Balkan gehts zu wie in einer Jahrmarktsbude; und was die Regirung darüber verkünden läßt, ist jämmerlicher Schwatz. „Mein Ohr hörte einen hohen Herrn sagen, der deutsche Zug in den Orient sei nur eine ‚Schwenkung', die Wilhelms russischen ‚Fehlschlag' maskiren solle. Hätten wir, in Frankreich, solche ‚Fehlschläge': unsere Truppen stünden mindestens in Brüssel, Antwerpen, Aachen, Köln. Welche Truppenzahl werden wir brauchen, um den Deutschen im Orient den Weg zu sperren? Wir wissen nicht, ob unsere Regirung diese Frage auch nur ernsthaft erwogen habe. Eine zweite Frage wurde gar nicht erörtert: ob man den Serben nur in Serbien oder auch an einer anderen Frontstelle helfen könne. General Sarrail (den eine überall veröffentlichte Depesche über ungenügende Mannschaft klagen läßt) hätte in Saloniki eine starke Basis, wenn nicht im Mittelmeer viele Unterseeboote wären und wenns nicht aussähe, als seien zweihunderttausend Griechen, deren Vortheil ist, dort

heimisch zu sein, zur Ueberwachung aufgestellt. Und da in der Tragoedie ein Plätzchen der Komik gebührt, betheuert ein Minister aus dem Kabinet Bratianu, Rumänien liebe die französische Kultur innig, dürfe aber nicht wagen, sie zu vertheidigen. Gehandelt hat man oft so; niemals aber offenes Bekenntniß gewagt. Die rumänische Excellenz hat sich nicht einmal das einfache Schamgefühl des erschütterten Gewissens bewahrt. Einerlei: wenn auf der Balkanmesse nur das Geschäft kräftig blüht."

„Die Deutschen haben Polen, einen großen Theil Litauens, Livlands und Wolhyniens besetzt; sie gebieten in Warschau und Wilna, in Festungen und unzähligen zerschossenen Dörfern. Das ist viel. Ihre Siege waren nicht ertraglos. Sollten aber noch mehr einbringen. Nach Warschaus Fall den Frieden, nach Wilnas die Einkreisung des Russenheeres; der Weg nach Petograd, Kiew, Moskau, mindestens die große Bahnlinie Riga-Dwinsk-Minsk-Bordischew wäre benutzbar gewesen. Nun ist Winter: und Hindenburg kommt, trotz heftigen Angriffen und wüthenden Befehlen des Kaisers, nicht über die Dwina; der Bayernprinz steckt noch in den Sümpfen von Pinsk, wo Mackensen ihn beim Abmarsch nach Serbien ließ; und die Oesterreicher weichen über den Styr zurück. Der große Teutoneneindrang ist gehemmt. Wer nur auf die Karte schaut, merkt nichts von russischem Erfolg. Dennoch sind die Russen ungeheurer Gefahr entgangen. Oft schien sie dem Auge des Kundigsten unvermeidbar. Nie haben Heere sich so lange gegen einen überlegenen Feind gehalten. Die Russen hatten keine Munition; für je drei Mann ein Gewehr: zwei mußten, mit Knüppeln in der Hand, warten, bis sie die dem Kameraden oder dem Feind entsunkene Waffe auflesen konnten; dabei immer rückwärts; Regimenter, ganze Corps opferten sich, um der Heeresmasse Zeit zum Rückzug zu schaffen; beispiellose Verluste vom Granatengewitter der deutschen Schwergeschütze; nicht ein Rasttag; bis auf die Erdkruste verwüstete Riesenstrecken. Die Russen hatten sich als Sieger gefühlt, hundert grause Schlachten geliefert, mitten im Winter die Karpathenmauer erklettert; sie stiegen in Ungarns Ebene herab und sahen die Straße nach Budapest und Wien vor sich. Da, plötzlich: die Niederlagen, allem Heldenmuth zum Tort; weil Geschütz und Geschoß fehlt und eine halbdeutsche, mittelalter-

liche, verseuchte und unfähige Verwaltung strafbarer Säumniß schuldig war. (Die Reichsduma hat offen gesagt, für die Niederlagen sei nicht das Heer verantwortlich.) Die tapfersten Herzen konnte aufflutbender Zorn überschwemmen. Diese wehrten ihn ab. Die Kriegsgeschichte kennt nicht viele Siege, die solche Schönheit, solche Wissenschaft offenbaren wie dieser russische Rückzug. Und dieses Heeres ist das Volk würdig. Der Feind soll ins Leere stoßen. Unzählbare Schaaren scheiden aus der Stadt, aus dem Dorf, vom Acker. Ernte und Haus wird verbrannt. Und nicht eine Klage laut. Selig sind, die von Abend zu Morgen bis in unergründliche Tiefen des Elends, des Leidens sanken. Die Arbeit langer Jahre, ganzer Geschlechter vernichten, hinter sich Wüste lassen: Das ist Vorbereitung zum Sieg. Und siegen müssen sie. Bis an die Wolga, den Ural selbst wären sie gewichen. Von Stunde zu Stunde schwillt jetzt die Waffenmenge; man sieht Feldkanonen, Schwergeschütz, Panzerautomobile; und von einer zur anderen Batterie jubelt der Schrei: ,Man darf so oft schießen, wie man will!' Die neue Waffnung und das Bewußtsein, auf seiner alten, heiligen Erde zu stehen, hat die Kraft des Russenkriegers gestählt. Die Deutschen kämpfen noch immer sehr tapfer. Das gewaltige Fußvolk des ersten Kriegsjahres ists aber nicht mehr. Die Russen sind an der Dwina zum Angriff übergegangen und haben in Wolhynien schöne Erfolge erstritten, von denen die in Lemberg Gebietenden, nach eigenem Geständniß, geängstet werden. Weissagung soll man nach dem Mißgeschick neuer Propheten nicht wagen. Zu erkennen, was wirklich ist, macht schon Mühe genug." (Herr Joseph Reinach-Polybios in Le Figaro.) Hoffnung lehrt ihn so sehen; Hoffnung auf Frühling.

„Weil wir sie 1827 und 1897 vor den Türken geschirmt, den Inselsaum und Thessalien, Kreta und Kawala ihnen verschafft haben, glaubten die Griechen wohl, wir würden die Hand nie gegen sie heben? Meinen sie, uns straflos verachten, von hinten erdolchen zu dürfen? Denys Cochin und Kitchener als Gesandte! Das Dardanellen-Geschwader nach Saloniki, das von Malta nach Athen: wenn die zwei Gesandten auf ihrem Posten sind, braucht Sarrail für seine Rückendeckung nichts mehr zu fürchten. Entwaffnung durch Griechen? Das Orientheer lacht." (Herr Hervé.)

Vollmondnächte.

Hinter Palmen und Pyramiden verglühte die Sonne. Da erschien gespenstisch weiß der Vollmond über blaßfahlen Hügeln, über der Citadelle, über den hochgelegenen Thürmen der Moschee. Alles deutlich, aber unwirklich, visionenhaft, Alles in die Dämmerunghelle getaucht, die nicht der Orient, die nur Egypten kennt. Ein citronengelber Schein.

Es dunkelte unter der Baumallee; aber am Endpunkt lag die Gizeh-Ebene hellbestrahlt. Wie seit Abertausenden von Jahren erhoben sich in herber Größe die Pyramiden.

Auf dem glitzernden Sand nahten sich reitende dunkle Gestalten. Schwarzverschleierte Frauen saßen auf Kamelen. Was wollten sie hier? Kamen sie vom Dorf? Wunderbar waren ihre Schatten, gleich einer beweglichen Umrißzeichnung. Dann wurde es ganz einsam. Nur der arabische Führer, der sich mir am Ausgang der Allee angeboten hatte, ging vor mir her. Um seine Hagerkeit flatterte sein Gewand; in der Lichtfülle war das Hellblau erkennbar. Wir kamen zum Sphinxen; mir war, als hätte ich ihn noch niemals gesehen, so edel, so unversehrt lag er in der Mondnacht. Der zuerst den Gedanken faßte, das Königssymbol aus diesem einen aufragenden Fels der Pyramidenebene meißeln zu lassen (war es Chephren, war es sein Baumeister?), hat die Gestalt so vor dem geistigen Auge erblickt. Alle Verfallspuren waren verschwunden, groß und still sah der egyptische König vor sich hin, sah lächelnd in den Vollmond hinein. Heute wie seit der undenklichen Spanne Zeit huldigte zu dieser Stunde das Mondgestirn dem „Sohn des Himmels“.

Borobudur; Java.

Der West-Monsun lag schon in der Luft; nachmittags hatte es geregnet, aus der weiten Palmenebene stieg warmfeuchter Duft. Die dunkle Masse des Borobudur, dieses schönsten Hindutempels der Welt, den nicht das große Indien, sondern das abgelegene kleine Java beherbergt, lag noch in graunächtlichem Dunst. Dann wurde der Dunst von etwas Unsichtbarem durchleuchtet, zertheilt: langsam, von einem flimmernden Goldscheinkreis umgeben, brach der Vollmond hervor.

Nun wurden die Riesenmauern lebendig; die mächtigen Steinterrassen der Prozessionenwege breiteten sich aus, die Reliefs der unteren Terrasse waren erkennbar. Immer die thronende Göttin und zu beiden Seiten Frauen, die ihr Lotosblüthen und

Früchte darbrachten. Ueber dem Fries erhoben sich die Kapellen; in jeder ihrer dunklen Nischen thront Buddha, der Herr. Nur als blasse Umrisse sind diese Gottesgestalten sichtbar; und die der runden Kapellenreihen auf der alleroberſten Terrasse lassen sich nur ahnen. Dort träumen die Buddhas hinter steinernem Gitterwerk, achtlos, ob man sie sieht, ob man sie verehrt.

Die großen Reliefriese der Umgänge liegen in tiefem Dunkel, aber es ist, als empfände ich auch von Weitem die hypnotisirende Wirkung all dieser ungezählten knienden, opfernden anbetenden Gestalten. Könige, vornehme Frauen, ausgemergelte Asketen, bewaffnete Krieger nahen sich ehrfurchtvoll dem Gott. Ja, auch entzückend der Natur abgelauschte Thiere schaaren sich fromm um den Buddha.

Wer hat dies Wunderwerk angesichts der gewaltigen feuerspeienden Berge errichtet? Daß es Hindus aus dem fernen Indien des achten und neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung waren, vermögen wir aus den Stilanklängen sicher zu erkennen. Kunsthistorisch stehen wir auf festem Boden. Aber nichts, gar nichts wissen wir von den mächtigen Fürsten, die, hochgesinnt, den gewaltigen Tempel begannen. Ewige Ehre, nie vergehenden Ruhm sollte er ihrem Namen bringen: und wie die Spreu im Wind ist die Erinnerung an sie verweht.

Ich wandelte im Mondlicht auf den Quadern der unteren Terrasse. Ab und zu wurde die nahe Bergzackenkette vom aufwallenden Dunst verhüllt, aber deutlich und dunkel standen die Palmen, die Kanarienbäume auf der milchblassen Luft. Da: was ich erhoffte, trat ein. In unwahrscheinlicher Höhe ragten die Riesenkrater des Sumbing und des Merapi empor. Das ist die phantastische, unvergeßliche Sonderschönheit Javas: dieser Anblick der über den Wolken erscheinenden, überirdisch großen, geheimnißschweren Vulkane.

Metallisch klirrten die Palmenwedel, eine schwere Frucht fiel zu Boden, die aromatischen Düfte der flammengelben und rosa Lantanablüthen wurden von den sacht sich vorbereitenden Monsunwinden herbeigetragen.

Bangkok, die „Stadt des unbesiegbaren königlichen Erzengels“.

Im offenen Wagen unseres Legationsekretärs fuhr ich in der warmen Nacht, nur einen Gazeschleier über dem ausgeschnittenen Kleid, an der weißen Schloßmauer entlang. Sie hat geschwungene Zinnen, von Zeit zu Zeit kommen hohe, spitz-ver-

schnörkelte Portale, das Dunkelroth ihrer mächtigen Balkenthore ist auch im Mondschein erkennbar. An dem einen Thor erschien in alter Zeit bei Sonnenaufgang zweimal wöchentlich König Mongkut, Großvater des jetzigen Königs, um den ärmsten und elendesten seiner Unterthanen Gehör zu gewähren.

Am folgenden Thor stauten sich vorfahrende Wagen und Autos; die rothgekleidete Wache in ihren Gala-Dreimastern präsentirte fast ohne Pause. Wir folgten dem Gesandtschaftauto bis an das zweite, innere Thor; der Weg führte an den Stallgebäuden der königlichen weißen Elefanten vorbei. Hier stiegen wir aus, wurden von Hofherren in ihren dunklen, goldgestickten Uniformen und weißen Kniehosen begrüßt. Bald vom Vollmond, bald vom elektrischen Licht bestrahlt, ergingen wir uns im großen Palasthof. Es wirkte unwahrscheinlich, unharmonisch (wie ja Alles in den oberen Kreisen des heutigen Orients), aber eigenartig in der Wechselwirkung europäischer Nüchternheit und altasiatischer Phantastik. Hier ein Gewimmel von überreich gestickten Uniformen, von Orden und Sternen, dort Richter in langen weißen, halbdurchsichtigen, schwer und schön mit Gold bestickten Gewändern. Neben Offizieren in europäisch gemahnenden Uniformen bewegten sich die malerischen Gestalten der Leibwache; sie trugen lichtblaue Tuniken und schwarze, goldeingefaßte, Sarazenenhelmen gleichende Kappen. Das große Empfangsgebäude war ein nichtssagender Renaissancebau; doch hatte das Dach geschwungene asiatische Linien und die juwelenhaft strahlenden elektrischen Lichter glühten in reich geschnitzten exotischen Giebeln. Verästelte, regelmäßig beschnittene Bäume faßten die Rasenplätze ein; sie waren anders als die in Ostasien, zeigten aber doch eine verwandte, uralte Gartenkunst. Die europäischen Märsche der siamesischen Regimentsmusik wechselten mit den fremdartig reizollen Tönen der einheimischen Kapelle. Eine primitive, aber klangvolle, stimmungreiche Musik. Dann wieder sangen die Musiker schrill nasale Rezitative, streng rythmische, kirchentonartige Chöre.

Links lag der alte Palast, dessen aufragende geschnitzte Dächer schlangenartig endeten. Dort lebte König Mongkut. Hier war der Frauenbezirk mit seinen Amazonen, weiblichen Richtern und Henkersknechten, der unermeßlichen Schaar von Nebenfrauen und Prinzessinnen, von Tanzmädchen und Dienerinnen.

Durch eine Seitenthür führte mich einer der Gesandten nach der nahen Krönunghalle. Kein sehr altes Gebäude. Bangkok ist ja eine immerhin noch junge Stadt, ruht aber auf ältester hinterindischer Tradition. Gewaltige weiße Mauern steigen in starker

Verjüngung empor und tragen ein großartig geschwungenes Dach. Der vorgebaute Altan glänzt von goldenen Säulen und Vorhängen aus Goldbrokat. Der Gesandte erzählte mir vom Krönungsfest: „Hier stand ich, als sich die Goldbrokatvorhänge öffneten. Auf dem geschnitzten goldenen Thron saß Wajirawat in seinen Goldbrokatgewändern, auf dem Haupt die spitz zulaufende Krone von Siam. Ringsum kniete das Volk; wagte kaum, aufzusehen. Das dauerte nur eine lange Minute: dann schloß sich langsam der Vorhang. Mir hatte es den Athem geraubt."

Wir besahen die Thüren und Fenster in dem herrlichen siamesischen Schwarz-Gold-Lack, der vornehmsten Kunst des Landes. Lang auf die Fliesen hingestreckt, lag im Mondschein ein schlafender Wächter, neben ihm sein Horn. Dann kam der Einführer des Diplomatischen Corps, Seine Exzellenz Phya Bhipat, und bat die Diplomaten, in den Empfangssaal zu kommen. Ungern vertauschten wir die laue Nachtluft mit dem heißen europäischen Raum. Nur die lebengroßen Bilder der letzten Könige Siams waren dort interessant. Mit klugen, ausgemergelten Zügen besah sich König Mongkut die Gesellschaft. Neben ihm der hochdenkende Sohn Chulalongkorn, Vater des jetzt regirenden Königs. Rastlos (fast zu rastlos) hatte er möglichst viele „Wohlthaten der europäischen Kultur" den Siamesen erschlossen. (Uebrigens blieb er trotzdem Asiat; als ein vornehmer Beamter mit seiner Barke aus Versehen auf dem Menam-Fluß die Königsbarke überholt hatte, wurde er enthauptet.)

Eifrig stellte Exzellenz Phya Bhipat die Gäste dieser alljährlichen Krönungsgedenkfeier auf; wies mir den Platz neben unserer allseitig beliebten Gesandtin und ersuchte den Gesandten, mich Seiner Majestät vorzustellen. Dann klopfte der Oberhofmarschall (so viele Goldstickereien, so viele Orden kann man sich gar nicht vorstellen) mit dem Stab auf; sogleich entstand die bei solchen Gelegenheiten übliche feierliche Stille. All Dies war bekannt; fremdartig jedoch erklang durch die offenen Saalfenster der schrill monotone uralte Gesang eines hinterasiatischen Hofsängers, von leisen Trommeln und Bambuszithern begleitet. In der Thür erschien König Wajirawat von allen Prinzen des Hofes begleitet, und begrüßte die nach der Anciennetät aufgestellten Diplomaten. Ich besah mir den jungen Mann, über den ich so Manches gehört hatte; er trug die blaue Leibwachentunika, um den Unterkörper war der Panung, aus schwarzer, mit Silber gestickter Seide geschlungen. Seine Gestalt war kurz und gedrungen, er lächelte verbindlich, im runden braunen Gesicht roll-

ten seine dunklen Augen unruhig und zerstreut umher. Cercle halten: Das liegt ihm nicht; im intimen Gespräch mit unserm Gesandtenpaar spricht er gern über Buddhismus und indische Literatur. Jetzt war sein Phrasenvorrath bald erschöpft; er begnügte sich, während er die Reihen durchschritt, allen sich vor ihm Verneigenden schweigend die Hand zu drücken. Dann kehrte er mit den Prinzen und dem Gefolge zurück. Darunter waren auch die vielbesprochenen Günstlinge des noch immer, allen Siamesen zum Anstoß, unvermählten Königs. Junge Männer, meistens aus guter Familie; nur dieser in Scharlachroth gekleidete Lieblingsgefährte, jetzt Oberstallmeister, war ehemals Pferdejunge gewesen.

Als seine Majestät den Raum verlassen hatte, gingen wir in den angrenzenden Saal und setzten uns an kleine Tische. Auch hier die Vermengung von Ost und West. Neben europäischen Gerichten nationale (recht gute) Speisen; der französische Champagner wurde von goldbestickten schlanken Kammerjunkern, den Söhnen der besten Häuser eingeschänkt.

Dann fuhr ich wieder an der blassen Burgmauer entlang. In den Straßen waren noch jetzt, nach Mitternacht, Läden der emsigen Chinesen geöffnet; das Lampenlicht beschien ihre bronzenen, geschmeidigen Glieder. Danach folgten dunkle Gassen. In den Kanälen dieser Flußstadt plätscherte das Wasser.

Tanjong Katong.

Am Palmenvorsprung nah bei Singapur kommt die Fluth erst abends. So will ich vor dem Schlafengehen schwimmen. In meinen Kimono gehüllt, gehe ich die lange Seitenveranda hinunter; in jedem der weitgeöffneten Zimmer beleuchtet das Licht die umherstehenden Sachen, Cigaretten, Schreibzeug, Bisquitdosen. Auch die Verschläge zu den Schlafräumen stehen auf, Kleider und Wäsche hängen umher; man nimmt an, daß nichts fortkommt. Wohl mit Recht. So streift Tag und Nacht die tropische Meerluft durch die langen, schmalen Gebäude, Vögel fliegen ein und aus, und der erste Blick des Erwachenden fällt auf den morgendlich bestrahlten Palmenhain.

Neben den Autos halten in langen Reihen die einfachsten Verkehrsmittel, die Rickschas mit Rickscha-Läufern. Auf dem Tritt jedes der leichten Wägelchen sitzt ein Kuli; das Laternenlicht fällt auf seinen jungen, herrlich entwickelten Körper. Die gegen den Sonnenbrand getragenen blauen Jäckchen haben sie abgelegt, behalten in der milden Nachtluft nur ihre ganz kurzen hell-

blauen Höschen. Sie lachen und scherzen; in den gelblichen Fingern glimmt die Cigarette.

Kreideweiß liegt das Mondlicht auf den Stufen der Seemauer. Milchig verschwommen erstreckt sich das Meer, die Inseln sind eben nur erkennbar und durch den fernen Dunst schwälen die Lichter von Singapur. Tiefdunkelbraun schwebt ein leichtes Malayerboot mit seinen strahlenförmig bespannten Segeln vorbei und eben so braundunkel ist der Umriß einiger fremdartig geformten Sampang-Kähne der Fischer, die langsam, mit leisen Rufen ihre Netze einziehen. Jetzt arbeiten sie an den Reusen und Pfählen; bis dorthin wagen sich Haifische heran; näher an Land kommen sie, sagt man, nicht gern.

Bald bin ich in tiefem Wasser und schwimme nach dem Landungsteg. Das Wasser ist lauwarm, kaum erfrischend, aber schließlich ist Schwimmen die einzige Bewegung, die Einen nicht erhitzt. Auf den feuchtglatten Treppen des Steges ruhe ich aus. Längs der Küste ziehen sich die Palmenhaine, gegen die Seemauer schürfen und klatschen die lang anrollenden Wellen. Dort strahlt das Südliche Kreuz und trotz der blendend hellen Mondscheibe ist der Orion, sind die Zwillinge zu sehen.

Unter den wehenden Palmenwipfeln liegt der langgezogene Gasthof; auf dem Rasen sitzen helle Gestalten an kleinen Tischen; die weißgekleideten chinesischen Diener kommen und gehen. Die Herren haben die schwüle Hitze der Singapur-Kontore hinter sich und genießen die Nachtluft, das Wehen der Palmen, das Rauschen der Wellen, die Gegenwart der hübsch angezogenen Frauen. Aber ihr über das Wasser herangetragene Geplauder klingt doch nicht ganz so heiter wie das Lachen der halbnackten Rickschakulis.

Mit schmetterlingähnlichen Segeln gleitet lautlos ein Schiff über die blaßleuchtende Fläche.

Marie von Bunsen.

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, lass' ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, seis zum Besten.

Goethe.

Heimath.

In dem czechischen Fabrikort Zlatnik kündete der grelle Schrei der Pfeife die Mittagspause an. Die Arbeiter entströmten den Gebäuden, vertheilten sich in das Dorf und die Kantine und viele streckten sich, um das zugebrachte Essen zu verzehren, gemäß ihrer Gewohnheit, am Waldesrand im Schatten aus. Der und Jener zog eine Zeitung aus der Tasche, er las vor, seine Umgebung lauschte; heute aber entspann sich nicht, wie sonst, eine aufgeregte Unterhaltung zwischen ihnen: es lag ein Dämpfer auf den Worten und Geberden und nur die ausgelassensten der Weberinnen waren zum Schäkern mit ihren Schätzen aufgelegt. Auch sie verstummten, als ein Zug vorbei marschirte, Kameraden, die, zum Kriegsdienst einberufen, auf den Bahnhof zur Versammlungstelle zogen. Sie trugen Ränzel auf dem Rücken oder eine Schachtel in der Hand, die Schirme ihrer Mützen verschwanden unter Laubgewinden und große Sträuße schmückten ihre Brust. Die Burschen johlten, die Familienväter aber, umkreist von ihrer tiefbetrübten Sippe, schritten schweigend und tauschten ernste Grüße mit den vom Wald her Zuwinkenden aus. Ortsansässige waren darunter, die neben ihrem Häuschen ein Stückchen Feld besaßen und einen Streifen Wiese. Diese stockten an der Gabelung des Weges, um ihr Heim noch einmal zu begrüßen. Dürr war das Leben ihnen hingelaufen; aber da sie es verließen, blühte es in ihrer Schätzung auf. Waren sie auch karg genährt gewesen, eng behaust und knapp bezahlt, sie hatten doch besessen, was innerhalb der engen Wände stand; und ein paar Rabatten Sommerblumen an der Hecke und das Bischen Ackerland dabei; dort hatte man sich nach dem Arbeitschluß getummelt und die mit Flachs und Baumwollfasern verfilzte Lunge wieder ausgespült. Krautköpfe hatte man gebaut, Erdäpfel, Rüben; Gras geschnitten für die Ziege und ein paar Löcher in den vielen Mägen damit zugestopft.

So friedlich lag es da, im Kranz der baumbewachsenen Hügel, das kleine Dorf, in dem man Du sagte zu jedem Ziegelstein, zu jeder Staude. Wer weiß, ob man es jemals wiedersah? Die Abziehenden lüfteten die Mützen und sangen ihm das wehmütige Lied zum Preis der Heimath zu. Es klang den Hörern im Walde wie eine Mahnung: Machet Euch auch bereit!

Die stärkste Wirkung des Gesanges drückte sich in dem Benehmen einer Gruppe von Arbeitern aus, an Zahl etwa ein Dutzend, die sich ein Wenig abseits der Genossen hielten. Es waren Südtiroler, aus vom Krieg bedrohten Grenzgebieten, den Czechen durch die Gemeinsamkeit des Vaterlandes verbunden, doch durch alle Merkmale des Wesens von ihnen getrennt. Von einem Tag zum anderen waren sie aus ihrem Land verwiesen und der Gemeinde Zlatnik zugetheilt worden; hier hatten sie das Arbeitangebot des böhmischen Fabrikherrn wie ein Geschenk der Vorsehung begrüßt; sie waren anstellig und fleißig und Meister der Bedürfnißlosigkeit. Doch etwas nicht Gegen=

wärtiges haftete an ihrer Haltung, etwas Aufgescheuchtes, als hätten sie den Athem noch nicht wieder, der ihnen bei Einbruch einer Naturgewaltthat weggeblieben war. Man möchte sie wohl befragen, da sie jetzt schweigend bei einander hockten: „Du grauhaariger Mann, Du junger Knabe, Ihr schlanken, braunäugigen Weiber, was bekümmert Euch so sehr?“ Sie müßten sich vielleicht besinnen, um ihr Weh in seine Elemente aufzulösen. Da war die Sorge um die Zukunft, der Gram um den Verlust von schwer erworbener Habe, jetzt den Diebstrieben ihrer Nachbarn belassen. Und die Unrast in dem Blut der Mädchen, deren Jugend nach dem Freunde schrie. Vor zwei Wochen noch ihr Liebster; heute galt er als ihr Feind; heute hob er die Waffen gegen ihre Brüder.

„Uns ist bang nach der Heimath“: in diese Formel würden sie wahrscheinlich ihre Stimmung fassen; und gedrängt, ihr tiefer nachzuforschen, vielleicht hinzufügen: „Eure Häuser halten dicht und stehen gerade, unsere klaffen und der Regen dringt in sie hinein; aber auch der Sonnenschein, der blaue Himmel und der Duft der Blumen. Und wir halten uns in unseren Stuben wenig auf. Ach, wenn Ihr doch nur unsere Berge kenntet, wie schroff sie ragen; auf halber Höhe, dicht am Abgrund, klebt ihnen, mit seinem steilen Gäßchen, irgendein verwegenes Raubnest an, aus der Zeit der Sarazenen; auf manchen liegt in Ewigkeit der Schnee; über andere laufen die silbergrauen Wellen der Oliven; von ihren Gipfeln kann man in das andere Thal hinunterspähen, der See blinkt wie ein Spiegel, an seinen Ufern, die im Zickzack lustig in das Wasser schießen, reihen sich die weißen Sommerhäuser, festtäglich anzuschauen in ihren Schleiern von Rosen und Glyzinen.“ Und ihrer Ständchen würden sie gedenken, des nächtlichen Lautenspieles; denn Musik bewegt sie sehr. Die innige getragene Weise, mit der die Czechen Abschied nehmen, fällt ihre Fassung; die Frauen weinen, den Männern steigt ein Schluchzen würgend in die Brust.

Ihr Gebaren fällt den Czechen auf; sie vermuthen die Kenntniß ungünstiger Kriegsberichte bei den Zugereisten und beschließen eben, einen Dolmetsch an sie abzusenden, als sich ihr Interesse einem anderen Schauspiel zuwendet. Ein Mann, mit einem achtjährigen Jungen an der Seite, kommt von der Höhe der Landstraße herab. Wie mit der Scheere ausgeschnitten, steht er im Rahmen der betannten Forste, vor dem hellen Hintergrund der Luft. Seine hageren Glieder sind in die Röhre eines fettglänzenden Kaftans eingepreßt, ein Filzhut deckt die ungepflegten langen Haare, die sich mit enggerollten Schläfenlöckchen an den roten Bartwuchs schließen; des Sohnes Gestalt ist dieser wunderlichen Leib- und Haartracht lächerlich getreues Widerspiel. Die Czechen lachen auch; mit der Grausamkeit des Kindes, das dem Schwächeren achtlos Weh thut, meckern sie den Beiden ein „Handelvuh“ entgegen; die Südtiroler, ganz mit sich beschäftigt, achten der Vorbeigehenden nicht. Der Jude aber läßt die sanften, schwer-

müthigen Augen lange auf den Fremden ruhen. Er denkt: „so habt Ihr freien Christen jetzt auch an Euch erfahren, was es heißt, entrechtet und verjagt zu sein". Die Vorstellung der selbsterduldeten Mißhandlung ist ihm noch ganz nah, sie knebelt seine Seele, sie zwingt ihn, sich in ein Gespräch mit seinem unmündigen Sohn zu flüchten. „Jakobleben, erinnerst Du Dich noch?" Kann das Hirn des Kindes je vergessen, wie sie sich im engen Raum verängstigt einander drückten: er und die Großmutter, der Onkel, die Eltern, die Schwestern, die Bruderfrau mit ihrem Säugling, den sein Vater, weil er im Felde steht, noch nicht kennt? Mit Geratter und Geknatter jagt ihnen der Donner der Geschütze näher zu. Sie wagen nicht, die Lampe anzuzünden. Die Frauen stöhnen, die Männer, in die Gebetriemen gewickelt, murmeln Todespsalmen. Horch! Klingt es jetzt nicht, als sei der Fluß aus seinem Bett getreten und wälze sich heran? Ein verkneultes Brüllen, Trampeln, Splittern, Stürzen. Jemand trommelt an die Scheiben. „Sie kommen, die Russen ziehen sich hierher zurück. Flieht, flieht, daß sie Euch nicht finden und erschlagen!" Die Grenze von Galizien ist nicht weit; in drei Stunden kann ein Rüstiger die Strecke überwinden. Welche qualvoll lange Nacht vergeht der kraftlosen Familie, ehe sie ihr Ziel erreicht! „Jakobleben, erinnerst Du Dich noch?" Der Knabe nickt. Hat er doch den Säugling tragen müssen, als dessen Mutter niederbrach. Die Schwestern stützten ihren Onkel, der Vater buckelte bald die Ahnin auf und bald die Ehefrau, manchmal faßten seine Arme Beide. Sie kommen eben im Galizischen zurecht, um in den Sturmwind zu gerathen, der alle Juden aus der Gegend fegt. „Was meinst Du, Jakobleben," fragt der russische Pole, „ob man die Südtiroler auch in offene Viehwagen verladen hat wie uns, durch Sonnengluth und Unwetter gefahren, dann wieder ausgeladen und hinter Bahnhofsschranken, eingepfercht wie Schafe, den langen kalten Nächten schutzlos preisgegeben?" Und doch, sie sagen es einander, sind sie Bevorzugte des Glückes. Das Ungestüm der Fliehenden, in jener Nacht, war wie ein Keil in die Masse der gehetzten Wanderer gestoßen; da mochte mancher am Wege gestrauchelt und verkommen sein. Sie aber hielten sich umschlungen, halbnackt, beschmutzt, verhungert, doch vereint. Und das Reich, zu dem sie nicht gehörten, forschte nicht; sie waren eben mitgeschwommen in dem Meer von Elend, das sich von Osten her ergoß.

Aus der Sicherheit des Hafens blickt der vertriebene Jude die verjagten Südtiroler an: „Beneidenswerth seid Ihr trotzdem. Ihr dürft Gebete schicken Eurem Gott, daß er Euern Waffen Sieg verleihe. Was aber sollen wir, wenn wir vor ihm im Staube liegen, aufschreien zu Jehova aus unserer großen Noth? Können wir ihn anflehen: Führe uns zurück in unser Vaterland, wo doch steht auf seiner Schwelle der Henker, mit dem Messer, das uns sticht?"

Den Weg entlang, den sich die Uebung bahnte, durch die tiefen Furchen seitlich der gekrümmten Nase, rinnen dem Juden schwer und

langsam die Thränen über das verkümmerte Gesicht. Und wie um sich vor seinem Sohn zu erklären, sagt er leise: „Die Heimath ist für Jeden eine Mutter. Fragt Einer, ob die Mutter häßlich ist, ob schön? Man hat sie lieb, man ist aus ihr geboren, in ihren Schoß will man sich niederlegen, wenn man müde ist. Kein Kraut ist so gering, es verlangt nach mütterlicher Erde. Uns hat sie ausgestoßen, wir haben keine Ruhestätte in der weiten Welt." Auguste Hauschner.

Mahnspruch.

Ich hasse ein Ding: daß böse Männer vor braven stehn;
und mir ist leid: daß böse Frauen vor guten gehn!
König Artus schuf diese Regel nicht.
Jeden nach Werth zu ehren, macht er zur Pflicht.

Nun ist gebrochen das alt gute Recht.
Indeß wir reiche Böse tief begrüßen,
danken sie uns wie einem Knecht,
so daß sie uns mit Gut und Gruße büßen.

Verachtet sie und fleht nicht auf vor ihnen,
Lernt nur dem Werth und nicht dem Gelde dienen!

Der von Wengen.

Eisen und Stahl.

Die Lebensregungen der Industrie werden eifrig behorcht. Nicht nur von der Börse. Man hört von hohen Dividenden und großen Gewinnsteuern und sieht darin Zeichen der Gesundheit. Daß mindestens zweihundert Aktiengesellschaften aus dem Kriegsjahr 1914/15 größere Gewinne als im Vorjahr vertheilen können, ist ein Symptom, das Beachtung verdient. Man muß sich nur hüten, falsche Schlüsse daraus zu ziehen. Die Meinung der Börsenspekulanten ist nicht immer lautere Wahrheit. Ihnen scheint die Kriegskonjunktur ein unausschöpfbarer Brunnen. Was danach kommt, kümmert sie nicht. Die Industriemänner im Westen, deren Worte gehört werden, haben ihren Aktionären nur Möglichkeiten gezeigt, die aus tüchtiger Arbeit im Frieden erwachsen könnten. Und manche Gesellschaft ist verwundet worden. Werkstätten, die in der Kriegszone liegen, mußten die Feuer löschen. Die Differdinger Hochöfen, Stahl- und

Walzwerke der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft, sind in den Ruhestand versetzt; und die Aktionäre von Deutsch-Lux müssen wieder auf Dividende verzichten. Kriegsschicksal. Eben so ergeht es den Aktien des Lothringer Hüttenvereins Aumetz-Friede; schon bei Kriegsanfang mußte er alle Oefen ausblasen. Der Concern Aumetz-Friede, der mit 58 Millionen Mark Grundkapital arbeitet, ist eine der größten Arbeitstätten der Hüttenindustrie. Rohstoffe, Halbzeug und Kohle hat er im eigenen Machtbereich. Alle Voraussetzungen fruchtbarer Thätigkeit sind gegeben; aber dieses Heer wirksamer Kräfte hat den Einbruch des Krieges nicht zu hindern vermocht. Universalbetrieb sichert nicht gegen jede Störung. Auch Lieferungen fürs Heer bringen nicht immer Riesengewinn. Das Eisen- und Stahlwerk Hoesch in Dortmund konnte mit dem Ertrag der Kriegsarbeit die leeren Stellen des privaten Geschäftes nicht ganz verdecken. Die Dividende war schon im Vorjahr gekürzt worden (von 24 auf 15 Prozent). Diesmal senkte sie sich auf 12 Prozent. Erregte Gespräche gabs in der Laurahütte über den unbefriedigenden Abschluß. 4 Prozent nach einem solchen Kriegsjahr: Das schien den Aktionären zu wenig; man warf der Direktion vor, daß sie sich nicht genügend auf Kriegsarbeit vorbereitet habe. Aber was die schlesischen Hütten verdienten, wurde von den polnischen Werken und Gruben bis aufs Letzte aufgezehrt.

Was Krupp leistete, spottet aller Vergleiche. Der Betriebsüberschuß, der 1913/14 rund 54 Millionen betragen hatte, dehnte sich bis auf 113 Millionen. Das sind 52 Prozent des Aktienkapitals von 215 Millionen. (Im Vorjahr wurde das Kapital um 70 Millionen erhöht. Davon sind zunächst 35 Millionen eingezahlt worden. Die zweiten 35 Millionen werden eingefordert, um die umfangreichen Neubauten und Erweiterungen zu bezahlen. Das Kapital wird im Geschäftsjahr 1915/16 250 Millionen betragen.) Da der Reingewinn (96 Millionen) sich gegen das Vorjahr um den anderthalbfachen Betrag gesteigert hat, konnte die Dividende verdoppelt, von 12 auf 24 Prozent gebracht werden. Die Familie Krupp verzichtet aber auf den Kriegsgewinn zu Gunst ihrer Arbeiter und Beamten und zum Besten einer großen nationalen Stiftung für die Hinterbliebenen getöteter oder schwer beschädigter Krieger. Diese Stiftung wird mit 20 Millionen ausgestattet. Sie giebt den Helden einen Theil des Ertrages zurück, den ihr muthiges Ringen den Arbeitstätten der deutschen Industrie erhalten hat. Für Arbeiter- und Beamtenwohlfahrt sind 26 Millionen gespendet worden; und 3¾ Millionen sollen dem Wiederaufbau der deutschen Ostmark dienen. Rund 50 Millionen werden zu Wohlthat verbraucht; der Gewinn der Aktien beträgt etwas mehr als die Hälfte der weggegebenen Summe: 25,80 Millionen. Man wird sagen, es sei Ehrenpflicht, so zu handeln; immerhin konnte die Familie Krupp es sich billiger machen. Andere Firmen, die reichen Arbeitsegen einheimsten, haben die Entsagung in engeren Grenzen gehalten. Krupps Lieferungen an das deutsche Heer waren im Kriegsjahr zweieinhalbmal größer als der gesammte Umsatz des Vorjahres im In- und Ausland,

Und die Vorräthe an halb- und ganzfertigen Waaren sind in der Bilanz mit 235 Millionen ausgewiesen. Solcher Kraftprobe darf der Stolzeste sich rühmen. Und Klugheit räth ihm, freigiebig zu sein.

Wer die Verwerthbarkeit deutscher Fabrikate richtig schätzen will, muß mit dem ruhigen Auge des Bücherrevisors prüfen. Er darf gesteigerte Produktion nicht als sichere Bürgschaft erhöhten Absatzes nehmen. Daß die Ergiebigkeit der deutschen Industrie sehr elastisch ist, wurde nie bezweifelt. Wir wissen von der Anpassung an den Krieg und von dem Einschwenken der Wirthschaftarbeit in die Bahnen des Krieges. Aus solcher Erfahrung erwuchs der Glaube an eine ewige Hochkonjunktur. Die Börse war ein Spiegelbild dieser Zuversicht. Keiner hielt für möglich, daß in den nächsten zehn Jahren ein Preisrückgang entstehen werde. Plötzlich gabs eine Ueberraschung. Die Eisenbahndirektion Köln hatte eine Lieferung von Stabeisen und Blechen ausgeschrieben. Vier Offerten unterboten den vereinbarten Mindestpreis von Stabeisen (140 Mark); und sogar bis zu 26 Mark. Das ergab eine Börsensensation. Man muß wissen, was Stabeisen ist und bedeutet, um die Tragweite der Preisunterbietung zu erkennen: das widerspenstigste, unzuverlässigste Erzeugniß der Eisenindustrie; fast unbrauchbar für Syndikate und Preisabreden; das erste im Rang der B-Produkte. Als der Preis die Selbstkosten nicht mehr deckte, war jeder Zweifel an der Vernichtung des Eisenmarktes geschwunden. Vor zwei Jahren kostete die Tonne Stabeisen 90 Mark. Wer weiß, ob der schlechte Preis sich gebessert hätte, wenn der Krieg nicht gekommen wäre? Der brachte eine neue Zeit. Stabeisen wurde Material der Erdgeschichte. Der Preis kam in Bewegung und kletterte in die Höhe. Als er 140 Mark erreicht hatte, wurde eine der berühmten Konventionen abgeschlossen, die bestimmte, daß der glücklich errungene Verkaufswerth ein Mindestpreis sein solle. Die Bemühungen um ein Stabeisensyndikat waren zwar fortgesetzt worden, hatten aber wieder keinen Erfolg. Im Juni wurde über den (hier schon erwähnten) Plan eines allgemeinen Stahlbundes verhandelt. Die Abstimmung versprach keinen raschen Erfolg. In diesen Bund sollte natürlich auch Stabeisen aufgenommen werden; die mittelbare Bindung konnte das Syndikat ersetzen. Die Preisvereinbarungen, die das einzige Bindemittel für B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren, Walzdraht) bilden, sind Schöpfungen der Verlegenheit. Ihr Werth ist noch nicht erprobt; deshalb zweifelhaft, ob man es schließlich auf ungehemmten Wettbewerb ankommen lassen darf. Zwangssyndikate sind nicht gerade schön. Aber das Uebergangssyndikat im Kohlenbergbau zeigt, wohin die Entwickelung führt, wenn die Willensfreiheit lahm wird.

Den Vertragspreis für Stabeisen haben Händlerfirmen unterboten. Die Werke hielten das Abkommen. Die Händlerangebote müssen aus Erwägung der Marktverhältnisse und vielleicht aus Zweifeln an der Dauer guter Konjunktur entstanden sein. Die Produktion ist sehr gesteigert worden und eines Tages könnte den Beständen der Abfluß fehlen. Jedenfalls war die Börse enttäuscht und eine Weile nach-

denklich. Was müßte geschehen, damit die neuen Zeitumstände, in welche die Industrie nach dem Kriege gleiten wird, nicht Störung erwirken? Die Regirung meint, daß auf die Preistaktik geachtet werden muß. Durch den Krieg und den Nothstand gesteigerte Preise dürfen später, wenn die Friedensarbeit wieder beginnt, nicht der Willkür überlassen bleiben. Um unberechenbare Preislaunen zu verhindern, griff der Staat in das Schicksal des wichtigsten deutschen Rohstoffsyndikates ein. Hätten sich die Bergherren nicht bis zum zwanzigsten September geeint, so wäre ein Staatskartell beschlossen worden. Ob die Probleme des Eisengewerbes eben so auf den Staatswillen zurückwirken, wie die Noth der Kohle that, ist fraglich. Brennstoff und Eisenfabrikat gehören verschiedenen Klassen des industriellen Besitzes und der nationalen Wohlfahrt an. Wenn die Kohle knapp und theuer ist, spricht das Reich davon. Wenn Roheisen oder Halbzeug hoch im Preis steht, wissen es nur die Verarbeiter. Die Staatsbehörde rühmte in der Begründung des Erlasses über die Zwangssyndikate das schützende Wirken des industriellen Kartells. Das darf auch für die Eisenindustrie gelten, selbst wenn August Thyssen vom Stahlwerksverband nichts mehr wissen will. Er hat ihn zum ersten April 1916 gekündigt. Die Leiter des Verbandes haben die Kündigung nicht angenommen, weil sie den rechtlichen Voraussetzungen nicht entspreche. Thyssen ist seiner Sache sicher. In vier Monaten kann viel geschehen. Manche glauben, der Stahlwerkverband werde ungefährdet bleiben. Andere sehen sein Ende voraus. Am ersten Mai 1912 war der neue Bund geknüpft worden. Er sollte bis zum dreißigsten Juni 1917 in Geltung bleiben. Eine Sonderbestimmung ermöglicht aber die vorzeitige Kündigung mit Halbjahresfrist. Von dieser Freiheit hat August Thyssen, als Vertreter der Gewerkschaft Deutscher Kaiser, Gebrauch gemacht. Dabei handelt sichs um breitflanschige (Grey-) Träger, für die der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft eine besonders große Absatzmenge zugestanden werden mußte, weil sie zuerst mit der Fabrikation dieser neuen Träger begonnen hatte. Die anderen Werke, die im Lauf der Zeit Konkurrenten von Deutsch-Lux geworden waren, hatten sich in drei Viertel der Gesammtmenge zu theilen. Sie verlangten aber das Recht zu sechsmonatiger Kündigung für den Fall, daß ihren Arbeitansprüchen bei der Herstellung von breitflanschiden Trägern durch das Sonderabkommen nicht mehr genügt werde. Die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft ist, wie das Ergebniß des letzten Geschäftsjahres zeigte, durch den Sonderabsatz der Grey-Träger nicht reich geworden, kann also die Begehrlichkeit der Konkurrenten kaum geweckt haben. Und daß gerade Thyssen sich auf die Klausel beruft, ist ein Beweis für die geringe Bedeutung der Trägerfrage; denn in der Gewerkschaft Deutscher Kaiser kommts auf Herstellung und Absatz von Grey-Trägern nicht an. Warum also die Kündigung? Eines Tages wird mans erfahren. Daß aber jetzt eine Kündigung kam, hat den Propheten Dauer versprechender Herrlichkeit im Eisen- und Stahlparadies für eine Weile den Frohsinn getrübt. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Feldpostpakete als Seelenstärkung.

Man braucht nicht einmal im Schützengraben gewesen zu sein, man hat nur nötig, auf einem rheinischen Truppenübungsplatz hoch oben im Eifelgebirge in nächtlicher Kälte gegen den markierten Feind im Sturmangriff vorzugehen und dann ins Wellblechbarackenquartier zurückzukehren. Dann weiß man, was der Segen des Feldpostpaketes von Muttern für uns Feldgraue bedeutet! Natürlich muß es von Borchardt sein! Wir deutschen Landsturmmänner waren nie fürs Halbe gewesen und sind immer gleich dabei gewesen, hieß es, die beste Quelle suchen! Und ich meine, das Gute vom Guten ist für den, der das Vaterland vor der schlimmsten Gefahr beschützt, gerade gut genug. Bei Borchardt ist jetzt eine Extraeinrichtung getroffen, die es den Feldangehörigen bedeutend erleichtert, delikate Liebesgaben an ihre Soldaten zu senden — sei es in Gestalt wärmender Tropfen, vom Karmelitergeist angefangen bis zum vielbegehrten Danziger Goldwasser — sei es in Form Herz wie Magen gleicherweise neubelebender echt borchardtischer Gänseleberpasten oder gar fertiger Braten. Deshalb jedesmal in Elsenborn ein Freudenfest, wenn einer der Kameraden dergleichen Kostbarkeiten auftischen konnte; da schmeckte nachher der Stiefelappell um so besser. Also, Weihnachten rückt heran, denkt daran, was unserer Seele — und das ist fast immer der Magen — nottut!

Ein Landsturmmann für viele.

Für Inserate verantwortlich: D. Brasch. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.